№ 112 Breslauer 1848.

Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Donnerstag, den 13. Juli.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nr. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Lokalitäten.

(**Kunstnotiz.**) In dem schönen „Fürstensgarten" in Scheitnig werden den Spaziergängern auch künstlerische Genüsse neben denen der Natur vorbereitet, welche diese täuschend nachahmen. Es sind dies „magische Tableaux", d. h. dioramatische Bilder mit wechselndem Licht, Schatten und Farben, die eine höchst überraschende Wirkung hervorbringen, deren Besuch wir daher allen Kunst- und Naturfreunden empfehlen. d.

Kurze Worte eines Freundes an seine lieben Gewerbtreibenden.

Die Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 taugt nicht, ich sage es auch. Aber wo sitzt der Fehler? Mit hohlen Phrasen, schönen Redensarten und abstracten Begriffen richtet man auf diesem Gebiete nichts aus. Man muß die Erfahrung zu Hülfe nehmen und positiv aussprechen, was Noth thut. Die Gewerbeordnung taugt deshalb nicht, weil sie zwei dämonische Gewalten entfesselt und auf die Menschheit losläßt, das Geld und den Betrug, indem sie das Recht zum Betriebe eines Gewerbes nicht von der persönlichen Fähigkeit dazu abhängig macht, sondern jedem Kapitalisten erlaubt, mit seinem Gelde im Gewerbe zu speculiren. Vor allen Dingen also

1) den selbstständigen Betrieb eines Gewerbes abhängig gemacht von der darin erlangten Ausbildung, von der erworbenen Meisterschaft. Niemand treibe ein Gewerbe selbstständig, er habe denn zuvor durch ein Examen seine Fähigkeit dazu bekundet. Dadurch erlangt der Staat geschickte Leute, die werden dann wissen, wie Verbesserungen anzubringen, Solidität mit Eleganz zu verbinden sind, und das Publikum wird für billige Preise gute Waare erhalten. Dehnt man das Examen wie billig auch auf einen gewissen Grad wissenschaftlicher Vorbildung aus, so wird der Handwerkstand um so sicherer gehoben und in denjenigen Rang im Staate eingesetzt werden, der seinem Schweiße gebührt. Jetzt speculiren die Kapitalisten mit dem Ruin des Handwerkers, wir sehen es auf allen Jahrmärkten. Es kann ja Jemand, der nichts von der Schneiderei versteht, der aber einige Tausend Thaler im Vermögen besitzt, den Gewerbebetrieb als Schneider anzeigen, sich Werkführer und Gehülfen nehmen und darauf hinarbeiten lassen, nur etwa 6 — 8 Procent seines Kapitals zu verdienen, während der unbemittelte, aber sein Handwerk gründlich verstehende Mann wenigstens 10 — 12 Procent verdienen muß, wenn er mit Frau und Kind bestehen und seine Staats- und bürgerlichen Lasten tragen soll. So werden ordentliche Leute an den Bettelstab und in die schändlichste Sclaverei, in die Sclaverei des Geldes gebracht! Wir klagen stets über die Geldaristokratie, über den Druck der Reichen und arbeiten ihnen doch selber in die Hände. Also das Kapital drückt auf den soliden Gewerbetreibenden; es drückt aber auch die unbemessene Concurrenz. Wer dem Handwerk ein Weniges abgesehen hat, vermeint nun selber damit fortzukommen und etablirt sich. Erst durch Erfahrung wird er inne, daß es doch nicht so leicht geht. In vielen Fällen entsteht Verarmung, oder es müssen Mittel, die Moral und Sittlichkeit nicht billigen kann, zum Schaden reeller Leute und des Publicums, was nicht einmal den Vorzug des Individui hat, durch Schaden klug zu werden, Anwendung finden.

2) Das Gewerbe gehört in die Städte, nicht auf das platte Land. Auf dem Lande soll geackert, gesäet, geerndtet, Vieh gezogen und überhaupt das, was der Magen braucht, und die Rohstoffe gewonnen werden; in den Städten sollen die Leute das auf dem Lande Gewonnene verzehren und verarbeiten. So lehrt es die Natur und Geschichte. Wie sind die Städte entstanden? Dadurch, daß diejenigen Leute, die keinen Grundbesitz hatten, eine Kunst oder ein Gewerbe lernten und sich an solchen Orten ansäßig machten, wo sie ihr Fach in Gemeinschaft mit andern und unter dem Schutze der gesellschaftlichen Vereinigung treiben konnten. Auf diese Weise sind alle besitzlosen Leute nach den Städten gekommen und kommen noch täglich dahin. Wovon sollen sie aber leben, wenn sie nicht Gewerbe treiben und den Fleiß ihrer Hände verwerthen können? „Es hindert sie daran Niemand," nicht wahr? „Das Gewerbegesetz giebt ihnen dazu volle Freiheit!" Ja, schöne Freiheit, wenn sie arbeiten können, aber Niemand ihre Arbeit kauft und bezahlt. Auf jedem Dorfe sind Schmiede, Stellmacher, Schneider, Schuster, Gastwirthe, Bäcker u. s. w. Diese tragen keine schweren Stadtlasten, die können es billiger machen. Die säen und erndten dabei, soviel sie brauchen. Wie will dagegen der städtische Handwerker aufkommen? Gebt unsern Städten nach Verhältniß ihrer Seelenzahl auch Grundbesitz, damit diejenigen, welche nicht handwerkern, Ackerbau treiben können, dann haben die Städte nicht über Ungerechtigkeit zu klagen.

Also künftig wieder die Gewerbe in die Städte! Müssen diese doch dem Landmanne sein Korn, sein Vieh, seine Milch, seine Butter abkaufen. Warum wollte er nicht wieder aus der Stadt sein Hausgeräth, seine Kleidungsstücke, seine Luxusgegenstände entnehmen?

3) Auf dem Gewerbe, namentlich auf dem Handwerk, lastet zu viel Steuerdruck. Keine Gewerbesteuer! Lieber Vermögens- und Einkommensteuer, damit die höhern Schichten der Gesellschaft mehr zu den Staatslasten beitragen.

Wenn wir diese drei Punkte erreichen, dann kann das Gewerbe freier aufathmen und mancher Familienvater, der jetzt dem Mangel und der Dürftigkeit preisgegeben ist, wird wieder freier aufathmen. Darauf, meine Freunde! laßt uns petitioniren. Die Gewerbordnung ist aus der Berathung einer Versammlung hervorgegangen, worin die Landeigenthümer zu zahlreich vertreten waren, als daß nicht ihr Interesse überwogen hätte.

Die wahren Freunde des Volkes.

Wie die Fürsten von jeher falsche Freunde gehabt haben, so auch die Völker. Wie sich von jeher um die Throne Schmeichler drängten, denen nicht das Wohl des Fürsten, sondern nur das eigne Interesse am Herzen lag, so haben auch die Völker, wenn sie zur Macht und Freiheit gelangen, solche Schmeichler.

Wie es das Unglück des Fürsten ist, wenn sie solchen Schmeichlern, solchen falschen Freunden das Ohr leihen, so kann es auch dem Volke nicht zum Heile gedeihen, wenn es einen falschen für einen wahren Freund nimmt.

Die Fürsten wie die Völker haben sich vor nichts mehr zu hüten, als vor falschen Freunden.

Aber wie — wird man fragen — soll das Volk seine wahren

von seinen falschen Freunden unterscheiden? Wie soll das Volk sich darüber Aufklärung verschaffen, ob Alles das was es von „Liebe für's Volk, Anhänglichkeit an's Volk, Hingebung für die Sache des Volks" wie die Redensarten weiter lauten, aus dem Herzen kommt oder ob es nur leere Phrasen sind, die zu selbstischen Zwecken hergeplappert werden?

Es giebt auch außerhalb des Theaters Schauspieler, die jede Rolle, wie wenig sie auch mit ihrer Natur übereinstimmt, so trefflich zu spielen wissen, daß es in der That oft schwierig wird, die bloße Phrase und Redensart von der ächten, aus dem Herzen stammenden Meinung zu unterscheiden.

Wie schwierig es indessen auch sein mag, Falschheit von Wahrheit, Gleißnerei und Aufrichtigkeit immer schnell und ohne zu irren, zu unterscheiden, so giebt es doch ein Mittel, um den wahren Freund nicht mit dem falschen, den Mann, der es wirklich gut mit uns meint nicht mit dem, der uns blos weiß machen will, er meine es gut mit uns, zu verwechseln.

Der wahre Freund nämlich sagt uns, wenn er es zu unserm Besten für nothwendig hält, rücksichtslos die Wahrheit, während der falsche Freund, dem an unserm Besten nichts liegt sie verschweigt; der wahre Freund läßt es darauf ankommen, ob wir ihm seine Sprache für einen Augenblick übelnehmen; er weiß es, daß wir ihm später einmal danken werden; der falsche Freund ist nur für sich, für sein Interesse besorgt, er fürchtet, den Nutzen, den unsre Freundschaft ihm bringt, durch die freie Sprache der Wahrheit einzubüßen, er schweigt und wir haben den Schaden davon.

Wer nun sind nach den Kennzeichen, die wir so eben aufgestellt haben, die wahren Freunde des Volkes? Sind es diejenigen Leute, die allen seinen augenblicklichen Launen schmeicheln, die seinen Leidenschaften fröhnen und es selbst in denjenigen Unternehmungen bestärken, die zu nichts Gutem führen können? Sind es diejenigen, die sich Allem widersetzen, was geeignet ist, einen geordneten Zustand wieder herbeizuführen und die jede Maaßregel angreifen, die den Uebergang von dem alten gestürzten System zu dem neuen leichter machen kann? Sind es diejenigen, die den Samen der Zwietracht säen in einer Zeit, welche nichts nöthiger bedarf als Eintracht? Sind es solche Leute, die sich die wahren Freunde des Volkes nennen dürfen, oder haben sie sich nicht vielmehr durch ihr eben so unsinniges als strafbares Benehmen dieses schönen Namens auf immer verlustig gemacht?

Gewiß, man muß sich für die letztere Alternative aussprechen, wenn man bedenkt, daß das Wohl und Wehe aller Klassen des Volkes aufs Innigste verknüpft und daß wir schlechterdings Hand in Hand gehen müssen, wenn wir zum Ziele gelangen wollen. Wer Mißtrauen verbreitet, wer Zwietracht säet, der ist kein Freund, er ist der bitterste Feind des Volkes.

Alle die Fragen, welche das Volk so nahe, so innig berühren, sie können nur gelöst werden, wenn jene Aufregung nachgelassen hat, die, so lange sie herrscht, nichts Tüchtiges zu Stande kommen läßt. Die Zustände, welche geordnet, die Verhältnisse, welche ins Reine gebracht werden sollen, sind zu verwickelter Natur, als daß sie in Zeiten des Sturmes des Parteigeistes, der Aufregung und der Leidenschaft geschlichtet werden könnten.

Je mehr es aber im Interesse des Volkes liegt, jene Fragen auf eine gründliche Weise gelöst zu sehen, um so mehr muß es auch die Mittel wollen, die allein diese Lösung herbeiführen können. Es darf sich nicht verleiten lassen von seinen falschen Freunden, sondern es muß auf seine wahren Freunde, auf die Männer, denen wirklich sein Wohl am Herzen liegt, achten.

Trotz alledem!

Variirt.

Das war 'ne heiße Märzenzeit,
Trotz Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüthen schneit,
Nun ist es kalt, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Wien, Berlin und alledem —
Ein schnöder scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem!

Das ist der Wind der Reaktion
Mit Mehlthau Reif und alledem!
Das ist die Bourgeoisie am Thron —
Der annoch steht, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Blutschuld, Trug und alledem —
Er steht noch und er hudelt uns
Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trotz alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Sammt Kraut und Loth und alledem,
Trotz alledem und alledem,
Trotz Parlament und alledem —
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trotz alledem!

Doch sind wir frisch und wohlgemuth,
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Gluth,
Die hält uns warm trotz alledem,
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamirt
Professorhaft trotz alledem!
Und ob der Teufel reagirt
Mit Huf und Horn und alledem,
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erst recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertretet ihr!
Seid Kasten nur, trotz alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trotz alledem!

F. Freiligrath.

Der Proletarier.

(Erzählung von Joseph Lanckisch.)

(Fortsetzung.)

Und bei diesen Worten trommelte er auf dem Rücken des Alten herum, den seine Frau hielt und die liebevolle Tochter sah dem Vater zu, wie ihm das Blut vor Wehmuth und gerechtem Zorn zugleich, in's Gesicht stieg.

„Nun warf ihn der Schuster teuflisch lachend und mit der noch geballten Faust drohend auf einen Stuhl nieder, auf dem Kollmann versteinert und entkräftet sitzen blieb, während Schildheim und Marie wieder ihr Lotter-Bett aufsuchten und Dore sich ebenfalls unter Schimpfen zur Ruhe legte. —

Auch Kollmann streckte sich nach einiger Zeit auf seinem Strohsack aus, um Ruhe nach des Tages Lasten und Mühseligkeiten zu genießen. Er war des Lebens sehr satt und wälzte, sich unruhig auf seinem Lager hin und herwerfend, schlaflos dem andern Tage, der ein Sonntag war, entgegen. —

III.

— Und wenn der Liebesstern in seinem Glanze
Hoch am Firmamente sich erhebt,
Dann hüpfend kreisend, wie im Geistertanze
Blätter durch den Wirbelwind belebt.

Eine halbe Stunde von Breslau entfernt liegt das freundliche Dörfchen Pöpelwitz, romantisch an der Oder ausgebreitet und von tausendjährigen Eichen umgeben.

Es ist einer der besuchtesten Spazierorte Breslaus, zu dem an Sonn- und Festtagen Hunderte strömen, um im Schatten des Eichenwäldchens zu lustwandeln.

So war auch ein heiterer Sonntag herangekommen und massenhaft entströmte das Volk der nebelichten Stadt über die grünenden Auen, springend, singend, schäckernd und lachend. —

Nur ein Mann nahm nicht an dem Freuden-Ausbruche der Menge Theil; finster und mißmüthig schritt er einher, ein Bild zum Fürchten. Schwarzes Haar, gebleicht vom Kummer eines schweren Daseins, fiel unordentlich über Stirn und Wangen, eine grüne abgebrauchte Mütze mit zerbrochenem Schilde umdunkelte den stieren glanzlosen Blick seiner Augen. — Eine schwarztuchene abgenutzte Weste mit abgetragenen Hornknöpfen, ein aschgrauer Tuchrock, graueinwandne Sommerhosen nebst zerrissenen Stiefeln machten seinen Anzug aus; um den Hals aber hing, wie ein Strick gewunden, ein dreizipfliches Tuch. —

In sich selbst versunken, ging er langsam von der kurzen Gasse aus über die Viehweide nach Pöpelwitz und von da, ohne

wie es schien, dies zu bemerken, über Cosel und Pilsnitz nach Masselwitz.

Hier streckte er sich seufzend unter einem Baume nieder und stierte versonnen auf einen Fleck. So saß er lange, aber der Sturm in seinem Innern mußte mächtig toben, denn er ballte manchesmal, mit einem wilden Blicke um sich schauend, seine Hand, — dann sanken die Arme wieder schlaff herab und die tiefste Niedergeschlagenheit sprach aus den verstörten Zügen.

Endlich neigte die Sonne sich ihrem Untergange zu und röthete mit goldener Farbenpracht Wald und Flur. — Da raffte sich der Fremde mühsam und stöhnend auf, seinen Rückweg antretend.

Gesenkten Hauptes, wie er gekommen, traf er in Pöpelwitz ein. Er betrat den Wald, furchtsam um sich sehend, als ob er Späher fürchte und blieb in den Gebüschen an der Oder plötzlich stehen, denn er war am Ziele seiner Wanderung.

Längst schon war die Sonne untergegangen und nur der Mond lugte verstohlen durch die hohen Eichen, ein mattes zweifelhaftes Licht verbreitend.

Schon blinkt am Himmel durch die Wolken düster,
Luna und das ganze Sternenheer,
Und horch: ein schauerliches Blattgeflüster,
Herrscht im Eichenhaine rings umher.
Als sollte etwas Gräßliches geschehen,
So unheimlich rauscht der kühle Wind. —
Nur Muth, nur Muth! — Hier kann es Niemand sehen,
Drum vollbring' die Henkerthat geschwind.

Düster sah der Fremde in den angeschwollenen Fluß, dann griff er mechanisch nach seinem Halstuch, einen passenden Ast an der nächsten Eiche zu erspähen. — So wechselten seine Blicke, denn die Todesart war zweifach zu wählen.

Nach langem innern Kampfe endlich riß er, sich selbst ermannend, das Tuch vom Halse, kletterte mühsam auf die Eiche, schlang um den Ast den verhängnißvollen Knoten, und legte den Kopf in die Schlinge, — nur noch der rasche Entschluß: mit den Füßen abzustoßen — und ein Menschenleben erlischt zwischen Himmel und Erde.

Der Gedanke war da, aber die Ausführung zu dem furchtbaren Schritte in die Ewigkeit fehlte.

„Mir mangelt der Muth," murmelte er dumpf durch die Zähne, zog den Kopf aus der Schlinge und ließ sich bedächtig herab, aber wie in plötzlicher Wuth, die eigene Furcht unterdrükkend, stürzte er auf die Oder zu. —

Die wuchernden Weidengesträuche hielten ihn davon ab und langsam mußte er sich erst durchwinden.

Nun stand er an dem rauschenden Flusse, geheimnißvolle Stille um sich und den silbernen Mond mit Millionen Sternen über sich. Das ergriff ihn wunderbar. Er gedachte sich den unermeßlichen Raum, der so unendlich, wie die Zeit ewig ist, er gedachte des höhern Wesens, das Sternen ihre Bahnen weist und der Kraft, die sie hält und mit Wesen belebt. „Wie wird das Jenseits sein? Soll ich voreilig in das Rad des Schicksals eingreifen und verzweifelnd hier ein Leben enden, das der Schöpfer Dir gegeben?"

„Keine Last ist so schwer, als daß sie der Mensch nicht tragen könnte, — nur der Tod ist so schwer, daß er das Leben endet."

Der Mond war höher am Himmel gestiegen und schien durch ein leichtes zerrissenes Gewölk so traulich herab auf die Erde, spiegelte sich ab in den Wellen des Flusses und beschien die Eichen fern und nah zauberisch.

Dieser unbeschreiblich schöne Anblick erstickte jeden ferneren Gedanken an sein gräßliches Lebens-Ende, denn ruhig schweifte sein Blick umher von den Millionen Erden auf das schöne Waldpanorama und bald ruhte sein Blick wieder sinnend auf der Oder, an die er wieder getreten, aber nicht mehr in der Absicht, sich das Leben zu nehmen, sondern den Lauf des Stromes zu betrachten, der unaufhaltsam dahin floß, wie die Zeit.

„O die Welt ist schön," dachte er, indem er langsamen Schrittes den Weg nach Breslau antrat," und das ewige Urwesen hat Alles gethan, sie zu erfreuen, aber die Zeit bringt alles Unheil, unter ihrem Fluge wüthen Pest und Hungersnoth, Krieg der Völker und Leidenschaften der einzelnen Menschen. Sie ist lang und kurz, lang für Freuden, kurz für Leiden.

Das Faulthier kriecht am Boden, ohne kaum von der Stelle zu kommen und doch ist die Zeit eben so langsam; der Wagen auf der Eisenbahn scheint zu fliegen und — die Zeit ist eben so schnell. Weil aber alles mit der Zeit geschieht, so ist die Handlung, mag sie kurz sein, oder lang, dennoch weder schneller noch langsamer als die Zeit.

Das Vergangene kehrt nimmer wieder und die gedachte Gegenwart ist im Augenblicke schon Vergangenheit. —

O hätte ich die Tage meines Glückes bannen können, das nur in der Erinnerung schwebt und schon längst im Schooße der Vergangenheit ruht.

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

Unsere eleganten Herren und Damen halten mit Recht viel auf elegante Handschuhe. In Brasilien dagegen würde es in guter Gesellschaft für eine Beleidigung angesehen werden, wenn ein Herr einer Dame eine behandschuhte Hand reichen wollte. Man würde glauben, er verhülle die Hand wegen — einer Hautkrankheit.

Die „Narhalla" enthält ein Bild, auf welchen man die Portraits Gutenberg's und Rothschild's neben einander sieht mit der Unterschrift: „Diesen beiden Männern ist das civilisirte Europa am meisten schuldig."

Der Luxus in Wien mußte einen verderblichen Charakter angenommen haben, als vermöge Hofdekret vom 18. Jänner 1593 der niederösterreichischen Regierung befohlen wurde, die Eltern der Fleischhauerstochter, welche bei der Vermählung mit einem kaiserlichen Hofdiener (Janus Ott) am Hochzeitstag mit einem sammtnen Mieder, atlassenem Rock bekleidet und überdies mit einer goldenen Kette, goldnen Armbändern und einer goldnen Rose im Haar geschmückt war, des ungebührlichen Luxus wegen zu bestrafen.

In Westphalen hat der Weihnachtsabend für die erwachsenen Mädchen eine große Bedeutung, während in andern Gegenden die Andreasnacht dafür eintritt. Die heirathslustigen Jungfrauen gehen nämlich mit dem zwölften Glockenschlag an den Hühnerstall und klopfen so lang an denselben, bis entweder der Hahn oder irgend ein Huhn erwacht. Gakert ein Huhn, so haben sie keine Aussicht zu einem Manne zu gelangen, kräht aber der Hahn, so sehen sie dies als ein Zeichen baldiger Befriedigung ihrer Wünsche an.

Das Vermögen des Hauses Rothschild wird zu 600 Millionen Thaler angegeben, welche zu 4 Prozent jährlich 24 Millionen Thaler Interessen bringen. Da man aber annehmen kann, daß Rothschild sein Geld noch besser zu verzinsen versteht, so muß sich sein Einkommen weit höher belaufen.

In einer kleinen Stadt der Niederlausitz lebt ein Mann, der das bescheidene Amt eines Hirten der Schweine übt, deren Eigenthümer zum Theil zu den Honoratioren der Stadt gehören. Nach und nach hatte er sich daran gewöhnt, die seiner Obhut Befohlenen bei den Namen und Titeln ihrer Eigenthümer zu rufen; da hieß es denn: „Schramm, kannst Du wieder nicht hören? — Magister, willst Du her? — Wart', wart', Bürgermeister! was machst Du wieder im Rinnstein? — Ei, Pastor, Dich soll ja der Teufel holen! — Steuerraths Wittwe, halte Ruhe! — Spitz, versetz' doch mal dem Lüdike eins! — Nu, Rector, was beißt Du denn? ich werde Dir gleich aufs Dach kommen! — Syndikus, sei artig, sonst giebts Hiebe! — Was grunzt denn der großmäulige Stadtschreiber wieder? u. s. w.

In Neu-Caledonien herrscht eine bemerkenswerthe Sitte unter den Eingebornen. Die Mädchen gehen dort, man möchte sagen, in patriarchalischer Einfachheit zu den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Heirathslustige Jünglinge halten sich gewöhnlich dort im Verstecke auf. Sieht ein solcher irgend ein Mädchen am Brunnen, das ihm gefällt und von dem er Gegenliebe zu hoffen glaubt, so springt er rasch vor und stößt die arglose Wasserschöpferin in die Cisterne. Alsdann springt er ihr sogleich hastig nach, zieht seine gerettete Schöne an den Haaren heraus und schleppt sie in seine Hütte. Und — sie ist sein Weib. — Was möchten unsere schönen jungen Damen oder Fräuleins zu einer solchen improvisirten Heirath sagen?

Chinesisches. Bekannt ist die wichtige Rolle, welche bei den Bewohnern des himmlischen Reiches der Zopf spielt. Weniger bekannt ist eine andere Sitte bei ihnen: die Nägel so lang als möglich wachsen zu lassen, zuweilen bis zur unglaublichen Länge, und so hörte ich von Chinesen sagen, daß sie Nägel gesehen hätten, die bis zum Ellenbogengelenke gegangen wären, d. h. daß, wenn der Chinese seine Finger zusammen legte, die langen Nägel bis zu diesem Gelenke gereicht hätten. Ob dies wahr sei, will ich dahin gestellt sein lassen, ich habe bis jetzt nur Nägel von zwei Zoll Länge gesehen, aber die Finger sehen dann schon mehr den Krallen ähnlich. Diese Sitte

findet sich übrigens nur bei den Mandarinen und der nichtarbeitenden Klasse, die sich viele Mühe geben, die Nägel so lang als möglich zu bekommen und sich dazu eines Fingerhuts bedienen, der auf beiden Seiten offen ist und auf einer Seite sich lang ausstreckt, um so den Nagel zu bedecken. Ich fragte nach der Ursache dieser Sitte und sie antworteten: sie sei ihren Vorfahren von Gott gelehrt worden, da man dadurch, wie durch kein anderes Zeichen, sicher den Mann erkennen könne. Der Chinese sagt: wenn ich einen Mann mit langen Nägeln sehe, so weiß ich sogleich, daß er nicht der arbeitenden, gemeinen Klasse angehört, weil ein Arbeiter sich nicht so viele Mühe geben könne, um seine Nägel so lang wachsen zu lassen; sollte er es dennoch möglich machen, so würde er mit denselben Nichts fassen und sich daher sein Brod nicht erarbeiten können. Ein Mann mit langen Nägeln zeigt, daß er kein Räuber, kein Dieb sein kann, also muß er ein guter Mensch sein. Ob dieser Schluß nun auch falsch sei, genug, der Chinese ist so stolz auf seine langen Nägel als auf seinen Zopf und diese beiden Dinge fallen den Fremden bald auf.

Ein Pröbchen bürgermeisterlicher Beredtsamkeit. Der Courrier de Lyon macht in diesem Betreff folgende lustige Mittheilung: Der Maire (Bürgermeister) einer wichtigen Gemeinde eines benachbarten Departements empfing einen neuen Präfecten und machte gegen seine Ortsangehörigen, die ihn umgaben, der Fähigkeit dieses hohen Staatsbeamten große Lobeserhebungen. „Unser Präfect," sagt er in seinem Panegyricus, „ist nicht blos ein vortrefflicher Administrativ-Beamter, sondern auch ein ausgezeichneter Landwirth. Jedermann weiß, daß das Gut zu X. keinen Sou abwarf, ehe er es an sich kaufte; seit er im Besitze desselben ist und seine landwirthschaftlichen Kenntnisse darauf anwandte, trägt dieses Landgut das Doppelte ein!"

Somnambüle Schriftstellerei. Leider kann man von vielen Büchern glauben, ihre Verfasser hätten sie im Schlafe geschrieben; keiner hat es aber bisher eingestehen wollen. Da kommt nun aber ein junger Amerikaner, Davis mit Namen, ein Mensch von zwanzig Jahren, der in New-York in einer Art magnetischen Schlafes Abhandluugen über jeden Zweig des menschlichen Wissens liefert, ohne daß er in seinem Leben mehr als fünf Monate Unterricht genossen hat. Ehe er sich dem Magnetismus ergab, war er Lehrling bei einem Schuhmacher und dieser versichert, nie eine Spur von solchen Ideen in ihm entdeckt zu haben, wie er sie jetzt schlafend entwickelt. Schon länger als ein Jahr hält er im Schlafe Vorlesungen, die in Gegenwart der Zuhörer niedergeschrieben werden. Vor Kurzem sind sie im Druck erschienen in einem Bande von 800 Seiten und in einem Tage wurden 1000 Exemplare davon verkauft. Spaßhaft ist es nun dabei, daß zwischen zwei gelehrten Professoren ein hitziger Streit über den magnetischen Schlaf dieses Davis entstanden ist. Der eine glaubt an die natürliche Kraft des jungen Mannes, der andere hält ihn für einen Betrüger, meint aber doch, der Teufel müßte gelegentlich seine Hände dabei im Spiel haben.

Neulich machte Jemand ein gutes Wortspiel. Es wurde dieser Jemand zu Tische gebeten. Das Essen war ganz vortrefflich, aber der Wein so sauer und herbe, daß es unmöglich war, ihn zu genießen. Dessen ungeachtet nöthigte die Frau vom Hause unaufhörlich zum Trinken. Da entgegnete unser Jemand: „Verzeihen Sie, Gnädige, daß ich nicht Folge leiste; ich bin aber bei Tisch wie ein Engländer: „eß' ich, trink' ich nicht!" (Essig trink' ich nicht!)" (W. Thz.)

Der „Sächsische Postillion" theilt uns in seinen Nachrichten mit: Napoleon, der doch auch Geschichte und Völker kannte, sagte auf St. Helena im Kreise seiner Freunde: „In 50 Jahren in Deutschland Republik oder kosakisch." —

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.